

# Inhalt

<b>Vorwort 1. März 2024</b>	<b>9</b>
Winfried Hammann	
<b>9. November 1989</b>	<b>17</b>
Rainer Strauch	
<b>Wende: Unfrisierte Erinnerungen eines Betroffenen</b>	<b>20</b>
Marie Luise Sauer	
<b>Der Tag an dem die Mauer fiel</b>	<b>26</b>
Till Schneider	
<b>Zwischen den Zeiten und zwischen den Welten</b>	<b>31</b>
Roman Kühn	
<b>(M)Eine Kindheit in der DDR</b>	<b>35</b>
Grit Braeseke	
<b>Von verpassten und genutzten Chancen in der Wendezeit</b>	<b>44</b>
Dominik Schröter	
<b>Wende-Enkel?</b>	<b>54</b>
Brigitte Rexroth	
<b>Von einer, die weit weg ging, um das Glück zu suchen</b>	<b>62</b>
Oliver Jentsch	
<b>Rolle rückwärts oder Rolle vorwärts –</b>	
<b>Wendezeiten und Wandel im Leben eines Zeitzeugen</b>	<b>72</b>
Hanjo Schild	
<b>Wende fast verpasst ...</b>	<b>84</b>
Ewald Schürmann	
<b>Berufs Wende – Journalist – Öffentlichkeitsarbeiter</b>	<b>91</b>
René Olde Kalter	
<b>»Wer mit beiden Füßen fest auf der Erde steht, kommt nie einen Schritt vorwärts.«</b>	<b>102</b>

Christian Booß	
<b>Kleinstadtmafia in Landstadt – eine halbfiktionale Geschichte</b>	<b>116</b>
Arne von Boetticher	
<b>Der Mann, der die deutsche</b>	
<b>Wohlfahrtspflege dem Untergang weihte</b>	<b>130</b>
Ernst Tandler	
»Das Ministerium tanzt« –	
<b>Die Tanzbodenaffäre des Bundesministeriums für Arbeit</b>	<b>136</b>
Manfred Schneider	
Überlegungen zur künftigen Entwicklung	
von sozialen Dienstleistungsunternehmen	<b>144</b>
Warnfried Dettling	
<b>Die Transformation des Staates. Eine Zeit des Umbruchs</b>	<b>156</b>
Eberhard Diepgen	
<b>Anmerkungen zur sozialpolitischen Diskussion in Berlin 1985 bis 2005</b>	<b>161</b>
Interview von Christian Booß	
mit Uwe Landmann und Andreas Barth	
<b>Unternehmensgründung im Osten</b>	<b>168</b>
Christoph Partsch	
<b>Die Treuhand – ein Fallbericht</b>	<b>173</b>
Hanjo Schild	
in Zusammenarbeit mit Manfred Schneider	
<b>Von der Alternativbewegung zu Beschäftigungs- und</b>	
<b>Qualifizierungsförderungs-gesellschaften und der Treuhand</b>	<b>181</b>
Reinhard Wiesner	
<b>Das neue Jugendhilfegesetz in Ost und West – Zu den rechtlichen</b>	
<b>und fachlichen Herausforderungen bei der Wiedervereinigung</b>	<b>190</b>
Interview mit Roland Matzdorf	
<b>Intermediäre Beratungsorganisationen</b>	<b>198</b>
Hanjo Schild	
<b>Das Programm 501 / 301 – Relevanz, Innovation und Wirkungen</b>	<b>208</b>
Oliver Jentsch / Manfred Ritzau	
<b>Büro »Jugend und Arbeit« in Potsdam</b>	<b>222</b>

Hanjo Schild	
<b>Alle Qualifizierungspotenziale nutzen: vom »Benachteiligtenprogramm« zur modularen (Nach-)Qualifizierung</b>	<b>234</b>
Petra Lippegaus, Wolfgang Schlegel und Birgit Voigt	
<b>Mit dem Tandem durch die Wende – Aufbau der Benachteiligtenförderung in den neuen Bundesländern</b>	<b>240</b>
Iza Dziewanowska	
(unter Mitarbeit von Manfred Schneider und Hanjo Schild)	
<b>Das polnisch-deutsche Jugendaustauschvorhaben JUKUBAHN / »Train d'Europe«</b>	<b>256</b>
Anna Feulner	
<b>Rechtsextreme Jugendliche und Akzeptierende Jugendarbeit in den Wendejahren</b>	<b>265</b>
Manfred Schneider	
<b>Wendegeschichten: Europa von außen gesehen</b>	<b>273</b>
Hanjo Schild	
<b>Berlin und ein erweitertes Europa</b>	<b>278</b>
Interview mit Roland Matzdorf	
<b>Der Europäische Sozialfonds in der alten Bundesrepublik</b>	<b>285</b>
Achim Meyer auf der Heyde	
<b>Der Europäische Sozialfonds in den neuen Bundesländern und Technische Hilfe</b>	<b>294</b>
Klaus Schumann	
<b>Europa ohne Trennungslinien – Der Weg des Europarates</b>	<b>298</b>
Michael Remmert	
<b>Die Schulen für politische Studien des Europarats: Leuchtturm der Demokratie und Provokation für autokratische Herrscher</b>	<b>310</b>
Peter Lauritzen	
<b>Ein Europäisches Jugendzentrum in Budapest. Herausforderungen, Hindernisse, Innovationen</b>	<b>319</b>
Birgit Jammes / Ewald Schürmann / Hanjo Schild	
<b>Eisenbahntagungen und der vierte Europäische Weiterbildungskongress</b>	<b>328</b>

Ulrike Wisser	
Die große Erweiterung der EU nach Mittel- und Osteuropa	331
Pawel Maro	
Perestroika in Polen	343
Manfred Schneider	
Systembruch und Veränderungen im Osten: die Entwicklung in der Sowjetunion unter Gorbatschow	345
Karin Oster	
Nachwendezeiten in Russland	350
Karin Oster	
Josifo-Volozkij-Uspenskij-Kloster bei Wolokolamsk	357
Matthias Gaube	
in Zusammenarbeit mit Alexander M. Vyborov	
»Visionäre scheuen keine Risiken«: Die Geschichte des Berlin-Hauses in Moskau	361
Arnold Dressler	
Meine erste Russlandreise als Autohändler	373
Biografien (in alphabetischer Reihenfolge)	385
Bildrechte	399

# Vorwort 1. März 2024

Warum solche Buchgeschichten, Geschichten aus der Wendezeit. Warum eigentlich Wendezeit und nicht Revolution, Wirtschaftsunion, deutsche Einheit? Jeder dieser Begriffe ist von einer Gruppe gekapert. Geschichten passen unter jedes Dach. Warum die alten Geschichten ausgraben? Geschichten speichern Erinnerungen, und die Erinnerungen werden zu Erfahrungen und Erfahrungen zu Haltungen, die sich im kollektiven Gedächtnis festsetzen.

Der Beitritt nach Artikel 23 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland sollte eine Vereinigung werden. Aber niemand hatte einen Plan hierfür. Sandkastenspiele zum Tag X, wie sie noch in den 1950er- und 1960er-Jahren im inner- beziehungsweise gesamtdeutschen Ministerium gepflegt wurden, wurden im Zeichen der Entspannungspolitik eingestellt. Bereits in den 1950er-Jahren hatte Bundeskanzler Adenauer die Maxime ausgegeben, dass die Bemühungen um Wiedervereinigung nicht um den Preis von Frieden und Freiheit erfolgen sollten, sondern die in der Westintegration liegende Freiheit »wichtiger« als die Wiedervereinigung sei. In der DDR hatte man derweil versucht, durch Wiedervereinigungsangebote eben diese Westintegration zu verhindern. Mit dem Abschluss der Pariser Verträge 1955 war dieser Versuch jedoch gescheitert, sodass der sowjetische Regierungschef Chruschtschow daraufhin die »Zwei-Staaten-Theorie« verkündete, nach der auf dem Boden des ehemaligen Deutschen Reiches nun zwei souveräne deutsche Staaten mit unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Systemen bestünden. Dies war zugleich als Bestandsgarantie für die DDR zu verstehen.

Chruschtschow betonte auch, dass eine Wiedervereinigung – unter Wahrung der »sozialistischen Errungenschaften« der DDR – alleine Sache der Deutschen sei. Als Ironie der Geschichte darf man bezeichnen, dass es knapp 35 Jahre später, im Jahr 1989, tatsächlich so weit gekommen war, allerdings ohne die Wahrung der »sozialistischen Errungenschaften«.

Noch heute, weitere fast 35 Jahre später, wird darüber gestritten, welche Konzepte die richtigen gewesen wären, um zu vermeiden, dass es »Verlierer« und keine »Sieger« gibt. Währungsunion oder Sonderwirtschaftszonen, Bewährtes unter neuen Bedingungen behalten, die neue Situation zum Reformschub in den Institutionen auch im Westen nutzen. Was wären die zu erhaltenden »sozialistischen Errungenschaften« gewesen? Stattdessen ist Frust bei allen Parteien und Gruppierungen entstanden. Es gab keinen Plan! Die Prinzipien der Marktwirtschaft und der Privatisierung waren

die Leitplanken des Beitritts. Dabei verloren die Bürger der DDR mehr als nur ein Wirtschafts- und politisches System, sie verloren auch ihre Geschichte.

Waren sie nach 1945 an der Seite der siegreichen Roten Armee, von den Verbrechen des Zweiten Weltkriegs exkulpiert, saßen die Nazis und Faschisten im Westen und die Widerstandskämpfer im Osten. Und diese bauten den besseren neuen deutschen Staat auf. Dieser Staat, der das Geschichtsbild seiner Bürger prägte, löste sich in rasender Geschwindigkeit auf. Mit dieser Auflösung verschwand die Erzählung vom besseren Staat im Osten, und das traf auch die individuellen Identitäten, die mit diesen Auflösungen ebenfalls entwertet wurden.

Die zu DDR-Bürgern mutierten Ostdeutschen waren nach 45 Jahren einem radikalen Systemwechsel ausgesetzt, indem fast alles falsch wurde, was gestern noch richtig war. Soziale Beziehungen, Gewohnheiten, Einstellungen und Mentalitäten änderten sich schlechend und fanden neue Wege in der veränderten Gesellschaft mit ihren neuen, anderen Institutionen und Verkehrsformen.

Trotz aller sozialen »Abfederung« und der Verheißung der blühenden Landschaften blieb bei vielen der bittere Beigeschmack einer Entwertung ihrer Lebensleistung. Die DDR erschien alleine durch ihre Abwicklung als ein kollektiver Irrtum. Aber ein Regel- und Wertegerüst und dessen Symbolik verschwinden nicht einfach über Nacht. Es bleibt ein Nachhall, selbst dann, wenn man das System für sich abgelehnt hat.

Für die DDR-Bürger, die gerade 40 Jahre DDR gefeiert hatten, ging mit der Eingang mehr verloren, als ein politisches und ein Wirtschaftssystem. Alle gesellschaftlichen Werte und Symbole brachen weg, auch für Systemgegner, Kritiker und einfache Systemdulder. Ihre Überlebensstrategien, die im Osten irgendwie funktioniert hatten, griffen auf einmal nicht mehr oder änderten ihre Bedeutung.

Aber 40 Jahre Sozialisation in einer Gesellschaft, die sich zudem noch weitestgehend abschottete, fallen nicht ab wie ein Mantel. Man weiß es aus Lebenserfahrung und der Transformationsforschung, Gesetze und Institutionen lassen sich schnell ändern, Mentalitäten nicht.

Es gab kein wirkliches Vorbild: Nur das kleine Saarland mit rund 1 Million Einwohnern, das 1958 der Bundesrepublik Deutschland nach Artikel 23 des Grundgesetzes beigetreten war. Aber dieser Beitritt war nicht wirklich mit dem der 16 Millionen DDR-Bürger vergleichbar. Auch wenn die Saarländer zwischen Frankreich und Deutschland als Kleinstaat hin und her gependelt sind, mal unter der Herrschaft des Völkerbundes und das andere Mal als Protektorat von Frankreich, fühlten sie sich aber auch mental als Deutsche. Gegründet nach dem Ersten Weltkrieg und durch den Völkerbund verwaltet, kam es mit der Wahl 1935 ins Deutsche Reich, und es wurde dort in den Saargau eingegliedert. 1947 wurde es als Staat unter dem französischen Protektorat geführt. In der Saarabstimmung 1955 entschieden sich die Saarländer

gegen ihre Autonomie und gegen Frankreich und traten 1956 der Bundesrepublik auf der Grundlage des Artikels 23 des Grundgesetzes bei.

Die Saarländer erlebten auch, worüber jetzige ostdeutsche Neubürger nach dem Beitritt stundenlang erzählen konnten, über die Staubsauger-, Versicherungs-, Zeitungs- und Abonnentenvertreter, die Niederlassungen von Beate Uhse. Nur bei Beate Uhse und den Westautos hatten die Saarländer keinen Bedarf, die hatten sie schon. Was die Saarländer aber nicht erlebten, war ein solch radikaler Bruch mit allem Gewohnten, wie die DDR-Bürger es mit ihrer deutsch-deutschen Transformation erlebten.

Die Europäische Union hatte 1987 die *Einheitliche Europäische Akte* beschlossen, die mit jedem Ratsbeschluss und jeder Vertragserweiterung konkretisiert wurde, etwa durch den Maastricht-Vertrag vom 1. November 1993 oder den Vertrag von Amsterdam vom 1. Mai 1999. Die EU bekam eine Art neuer Regierung, den Europäischen Rat.

Die DDR ist mit dem Beitritt zur Bundesrepublik automatisch Mitglied der Europäischen Union (EU) geworden, sozusagen im Untergang als Mitglied der EU auferstanden. Damit waren die Rechte der EU für ganz Deutschland bindend geworden, aber mit dem gleichzeitig einhergehenden Verlust von Souveränität der einzelnen Mitgliedsstaaten taten sich viele der Neumitglieder schwer.

Kaum, dass die neue Freiheit in Ländern wie Polen, Ungarn, Tschechien, Slowakei, Slowenien et cetera, ein eigenständiger Staat zu sein, erreicht war, musste diese neue Freiheit wieder den Bindungen an Brüssel geopfert werden: Binnenmarkt, das Nebeneinander von nationaler und europäischer Währung (Euro), Beihilferecht, Wettbewerb! Die Entwicklung, das Dafür-und-Dagegen, nächtelange Sitzungsmarathons, intransparente Entscheidungen, vieles undurchsichtig, unklar. Was blieb, war ein diffuses Unbehagen, das erst leise, dann immer lauter zur klingenden Geburtsmelodie der Orbáns oder Kaczyńskis, aber auch der »Alternative für Deutschland« wurde.

War der Beitritt der DDR für sich schon ein Ereignis von historischen Ausmaßen, entwickelte sich auch im Westen mit der Osterweiterung ein neuer Herd von Beunruhigung und Neuem, nie Dagewesenem, diesmal für Ost und West. Und wie man inzwischen weiß, sorgte die Erweiterung, ohne zugleich die bestehende EU mit ihrer Arbeitsweise und ihrem Abstimmungsmodus zu reformieren, für neue Verunsicherung.

Die nicht durchgeführte innere Reform der EU sorgte für nächtelange Sitzungen des Rats in Brüssel, zu unverständlichen Entscheidungen, zu fundamentalen Vertrauenseinbrüchen durch den Brexit, zu den, wenn überhaupt, Euro-Sherpas, die die Pfade zum Dschungel sich überlagernder Kompromisse fanden. Ab nun galt die Lösung: Das Gute machen wir national zu Hause und das Schlechte kommt aus Brüssel, und wenn das Gute doch nicht klappte, war klar: »Brüssel will das nicht«.

Die DDR-Bürger, aber nicht nur sie, sammelten im Prozess der Deutschen Einheit, der Wende, Millionenfach Erfahrungen, die die Menschen noch heute prägen, die zu Wendegeschichten wurden und damit zu einer Art Kitt des Veränderungsprozesses verschmolzen – im Guten wie im Bösen.

»Wendegeschichten« wie diese sind Bausteine des kollektiven Gedächtnisses, die Grundlage von Legenden und Verschwörungen wurden.

Auch die große Sowjetunion hatte unter den Schlagworten »Perestroika« und »Glasnost« die Reform des eigenen Imperiums ausgerufen. Anders als die chinesische »Lösung« am Platz des himmlischen Friedens, anders als in Prag und Ungarn, ließ sie ihre Panzer in den Garagen ostdeutscher Kasernen. Der große Bruder ließ den kleinen untergehen.

Die DDR, aber auch die EU-Kandidatenstaaten wurden auch Abenteuerspielplatz westlicher Berater. Von heute auf morgen explodierte der Personalbedarf in Ostdeutschland und in Anrainerstaaten, bis hin zu Russland. Experten mit Westexpertise, Sprachkenntnissen in Polnisch, Russisch et cetera waren gefragt, die den richtigen Weg weisen sollten. Es boomte in der Beraterbranche. Westdeutsche Behörden durchkämmten ihre Amtsstuben nach in den Osten versetzbaren Beamten, selbstverständlich mit »Buschzulage«. Anwaltskanzleien, Steuerberater, Juristen, Bildungs-experten, Betriebswirte, Organisations-, Haushalts- und Förderexperten zog es nach Osten. Restitutionsansprüche mussten geklärt werden. Es kam zu unzähligen Prozessen, die über Jahre dauerten und für böses Blut sorgten.

Die EU legte große Programme für die osteuropäischen Staaten auf, einschließlich Russland (wie etwa PHARE und TACIS), und vergab über Ausschreibungen die einzelnen Projekte an europäische Konsortien. Jede sollte im Europäischen Proporz etwas von der Umsetzung der Programme haben. So saß ein Berater, gerade für ein ostdeutsches Arbeitsamt neu qualifiziert, gemeinsam mit einem irischen und französischen Kollegen, polnischen oder russischen Mitarbeitern gegenüber und sie erklärten, wie das in Europa mit der Arbeitsmarktpolitik so läuft.

Heute leben wir in einer ähnlichen Zeit, nur mit größeren Umbrüchen: Europa muss zwei Kriege verkraften, muss wettbewerbsfähiger im Weltmarkt werden, muss die Klima- und Energiekrise beherrschen lernen und dies in einem globalen Maßstab. Hinzu kommt, dass Populisten und Nationalisten weltweit mit ihren vermeintlich einfachen und rückwärtsgewandten Lösungen an Attraktivität gewinnen, was noch vor ein paar Jahren undenkbar war.

Die EU steht vor der nicht aufschiebbaren Aufgabe ihrer inneren Reform, um die Steigerung ihrer Entscheidungsfähigkeit und Entscheidungsgeschwindigkeiten in Angriff zu nehmen. So notwendig es wäre, neue Mitglieder aufzunehmen, wird die EU ohne diese Reformen nicht weiter agieren können. Und der Europarat steht als Wächter der Menschenrechte, der Demokratie und der Rechtsstaatlichkeit vor dem

Dilemma, dass diese nicht nur zunehmend missachtet werden, sondern auch seine Rolle, wenn nicht häufig sogar seine Existenz infrage gestellt wird.

Vielleicht helfen die in diesen Geschichten lebenden Erinnerungen und die schon einmal gemachten Erfahrungen ein wenig, die nächsten Herausforderungen bei der inneren und äußeren Anpassung Europas zu meistern und es als Ort der Sicherheit zu erhalten, trotz der Kriege und gewaltamen Auseinandersetzungen und der aus dem Zerfall der alten Ideologien entstehenden Autokratien. Wir werden uns auf ähnliche Weise dem Klimawandel und den daraus entstehenden neuen gesellschaftlichen Konflikten stellen müssen, die dem gerade durchlebten Transitionsprozess ähnlich sind, auch wenn der Klimawandel nur global bezwungen werden kann. Das gleiche gilt für das Thema Migration, das grundlegender Strategien bedarf, angesiedelt zwischen humanitärer Hilfe, globaler Entwicklungszusammenarbeit und Arbeitskräftegewinnung.

In diesem Band sollen solche Wendegeschichten aus dem Vergessen ins Bewusstsein gehoben und gemachte Erfahrungen (wieder) öffentlich gemacht werden. Akteure in diesem Umwandlungs- und Anpassungsprozess sollen mit der Distanz von über 30 Jahren auf ihre Erfahrungen sehen und sollen ihre selbst unmittelbaren oder mittelbar erlebten Geschichten neu reflektieren. Dabei muss betont werden, dass bei diesen Erinnerungen kein Anspruch auf eine umfassende und vollständige »Aufarbeitung« erhoben werden kann und soll. Die hier versammelten Wendegeschichten sind bewusst als selektive Auswahl subjektiv gewonnener Erfahrungen und Reflexionen gehalten, die zudem vorrangig die Bereiche Arbeitsmarkt und Beschäftigung, berufliche Bildung, Soziales und Jugend sowie Europa beleuchten; es sind Bereiche, die dem unmittelbaren Erfahrungszusammenhang der Redakteure entsprechen.

## **Struktur des Bandes**

Dieser Band breitet in fünf Kapiteln diese Wendegeschichten aus:

Am Anfang stehen persönliche Wendegeschichten, die von den jeweiligen Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven erzählt werden. Diese Wendegeschichten berichten von Ost- und Westdeutschen, die als Kinder, Jugendliche oder bereits Erwachsene mit den Folgen der Wende zu tun hatten, welchen beruflichen, persönlichen, mentalen Herausforderungen und Umständen sie ausgesetzt waren und wie sie sie letztlich auch meisterten. Es geht in diesem Kapitel aber auch darum, wie die Zeit der Maueröffnung persönlich erlebt wurde und welche Chancen sich daraus ergaben.

Ein zweiter Strang beschreibt die gesellschaftlichen Veränderungen und Transformationserfahrungen, die mit der Wende gemacht wurden, gemacht werden mussten. Beginnend mit einer halbfiktionalen Geschichte, die allerdings in gewisser Weise auch die Wirklichkeit der (Nach-) Wendezeit einfängt, spannt sich der Bogen un-

koordiniert von ordnungspolitischen Neuerungen (Jungendhilfegesetz), in die Herausforderungen des angelaufenen Transitionsprozesses. Aus den in diesem Prozess innewohnenden disruptiven Kräften wie Erneuerung entstanden Überlegungen zur Rolle und Zukunft des Sozialstaats und zu sozialen Dienstleistungen (die heute noch weitestgehend ihre Relevanz haben) bis hin zu wirtschaftlichen und arbeitsmarktpolitischen Reflexionen (Beschäftigungsgesellschaften, Unternehmensgründungen) und der Treuhand, die damals eine grundlegende Steuerungsfunktion hatte und darin krachend versagte. Ein Grund hierfür war vielleicht das Ignorieren des Reformstaus und Anpassungsdrucks, unter dem die alte Republik vor der Wende stand, der von der inneren Reform der Europäischen Union (Maastrichter Vertrag) ausging. Die Anpassung an die neuen Binnenmarktregeln, die neue Wettbewerbsordnung, eine neue Währung, die Zielbündelung der Förderpolitik (einheitliche europäische Akte) wären Grund genug gewesen, die Republik an die neue Ordnung anzupassen, und dann mittendrin die Wende mit ihrer doppelten Transaktion, erst von der DDR in die Bundesrepublik und von der Bundesrepublik in den europäischen Binnenmarkt mit seinen Regeln.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit konkreten Projekten und Programmen aus den Bereichen der Arbeitsmarkt, berufliche Bildung und Jugend. Sie beschreiben die die Innovationskraft und Improvisationsfähigkeit, die vielen Projekten zugrunde lagen, die zum Teil schon vor der Wende, allerdings unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen erprobt worden waren und nun an die neuen Verhältnisse angepasst wurden. Dies betrifft die intermediären Organisationen als programmbezogen arbeitende Beratungseinrichtungen. Die im EU-Jargon als »Technische Hilfe« benannten Organisationen arbeiteten als »Erfüllungsgehilfen« für die meist öffentlichen Auftraggeber. Die Implementierung zum Beispiel des Europäischen Sozialfonds wäre ohne diese Organisationen nicht, oder nicht so schnell, gelungen. Administrativ flexibler und inhaltlich anpassungsfähiger wurde mit diesen Beratungsorganisationen de facto ein neues Förderinstrument entwickelt und angewandt, das man vergeblich in der Haushaltswirtschaft von Bund und Ländern findet. Regiestellen und Beratungsbüros halfen, mit Programmen – wie zum Beispiel zur beruflichen und sozialen Eingliederung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen und zu transnationalen Jugendtauschen – schnell und unkompliziert den Betroffenen die gewollte Unterstützung zukommen zu lassen.

Im vierten Kapitel steht die Europäische Dimension im Mittelpunkt, der wesentliche, oft unterschätzte Bedeutung vor und nach der Wende in Deutschland zufällt. Wie in dieser Einleitung bereits hervorgehoben, fanden zeitgleich in Europa grundlegende Umwälzungen statt, die den Resonanzboden abgaben, um den innerdeutschen Veränderungsprozess zu gestalten. Dabei spielte die Europäische Union eine stabilisierende, eher offene Rolle, da mit dem Europäischen Sozialfonds (und den

anderen Strukturfonds, besonders dem Fonds für regionale Entwicklung) wirksame Instrumente zur Unterstützung des begonnenen Veränderungsprozesses zur Verfügung standen. Nicht vergessen werden darf im Zusammenhang mit der Wende aber auch der Europarat und seine oft unterschätzte Rolle als Wächter von Demokratie, Menschenrechten und Rechtsstaatlichkeit, als älteste zwischenstaatliche Einrichtung des politischen Europas, die nach dem Ausschluss Russlands aufgrund des Überfalls auf die Ukraine heute 46 Mitglieder hat...

...Und schließlich wird im fünften und letzten Abschnitt auf die Situation in Mitteleuropa eingegangen. Mit einer Vielzahl von Bildungsmaßnahmen und Exkursionen in die westlichen Länder sollte der Übergang zur Marktwirtschaft unterstützt werden. Insbesondere spiegelt sich beim Bau des Berliner Hauses die labile politische Situation in Moskau wider, die typisch für die Entwicklung der großen Städte in Russland werden sollte. Es braucht eben mehr als Seminare und Schulungen, sollten sie auch noch so kreativ sein, um einen Sowjetmenschen zu einem überzeugten Marktwirtschaftler zu machen...

## **Autoren, Herausgeber und Redaktion**

Nachdem ihre Mitwirkung angesprochen worden war, haben die in diesem Band versammelten Autoren und Redakteure allesamt spontan ihre Mitarbeit zugesagt. Kein Wunder angesichts der Tatsache, dass sie in der Regel aktiv Handelnde in der Wendezeit waren und so ihre eigene Geschichte noch einmal Revue passieren lassen konnten. Sie erzählen mit ihrer Geschichte und ihrer Perspektive das, was sie erlebten und heute noch erinnern. Zum Teil war hierfür auch ein gutes Archiv vonnöten, zu vielfältig waren die gemachten Erfahrungen. Ein kleiner Teil der Beiträge beruht auf Artikeln, die in der damaligen Zeit entstanden, deren Aktualität aber an nichts eingebüßt hat; sie wurden für die Zwecke dieses Buches grundlegend aktualisiert. Redaktion und Herausgeber freuen sich außerdem, dass es gelungen ist, gerade für die persönlichen Geschichten ein paar Autoren gewonnen zu haben, die in der Wendezeit noch in den Kinder- und Jugendschuhen steckten. Ihr unbefangener Blick auf ihre gemachten Erfahrungen hat der Arbeit eine zusätzliche, frische Note gegeben.

Bleibt zu erwähnen, dass die Gesamtredaktion in alphabetischer Reihenfolge bei Dr. Christian Boos, Dr. Daniel Dettling, Hanjo Schild, Manfred Schneider, Ewald Schürmann und Ulrike Wisser lag.

## **Danksagung**

Der Herausgeber Manfred Schneider dankt den Autoren, die dazu beigetragen haben, dieses Buch in seinen verschiedenen Landschaften entstehen zu lassen, auch wenn hierfür von allen Seiten Geduld und Nachsicht mitgebracht werden mussten, wenn Termine angemahnt und auf die Einhaltung von Formalien bestanden wurde. Zu danken ist auch der Redaktion, ohne die dieses Buch nicht oder nicht so zustande gekommen wäre. Insbesondere gilt mein Dank Hanjo Schild, der nicht nur eine Vielzahl von Autoren gewonnen und begleitet, einzelne Artikel aus dem Englischen übertragen und Interviews mit Zeitzeugen geführt hat, sondern selbst auch eigene Artikel beigetragen hat.

Schließlich ist dem Dietz-Verlag in Bonn zu danken, der sich auf das Arbeiten mit uns eingelassen hat und uns so den Rahmen des Buches vorgegeben hat. Schließlich ist der Bundeszentrale für politische Bildung zu danken, ohne deren Interesse und Unterstützung wir das Buch nicht vollenden können.

Winfried Hammann

## 9. November 1989

Das Telefon klingelte dreimal. Wen interessiert das schon. Wir hatten Wichtigeres zu tun. Die Debatte über den elenden Zustand am Potsdamer Platz auf der Westberliner Mauerseite beschäftigte uns schon lange, nicht nur Wim Wenders. Die Wurstbude stand immer noch verloren in der Ödnis. Die Wolken jagten über den Himmel, als läge darunter eine Steppe. Der stehengebliebene Flügel des ehemaligen Hotels Esplanade ragte aus der einsamen, leergefegten und staubigen Landschaft. Niemand interessierte, was einen Steinwurf entfernt auf der anderen Seite der Mauer passierte. Hier war Hundeauslaufgebiet, bis der Polenmarkt Anfang 1989 wie aus dem Nichts kommend innerhalb von Wochen den leergelassenen Platz übernommen hatte. Was sollte in Zukunft aus ihm werden? Die Frage tauchte in der politischen Szene Berlins plötzlich auf. Darüber musste gesprochen werden. Wir trafen uns regelmäßig in der »Perspektive Berlin« – einem an der Entwicklung Berlins interessierten Gesprächskreis um Lea Rosh – in einem Zweckbau der 1960er-Jahre in der Nähe vom U-Bahnhof Hallesches Tor. Es war der 9. November 1989, so um 18:00 Uhr.

Dass der Potsdamer Platz ein Biotop sei und ein Biotop bleiben müsse, eventuell sogar etwas gepfleger und vielleicht aufgeforstet, meinten einige Vertreter der Alternativen Liste Nahestehende. Ganz entschieden dagegen waren natürlich die Architekten, allen voran Nikolaus Kuhnert, der Herausgeber der Architekturzeitschrift ARCH+. Zu entscheiden darüber hatte keiner der Anwesenden etwas. Aber das war zweitrangig. Der Krach war da. Die Historiker in der Runde erinnerten an die Bedeutung des Platzes, an dem sich dutzende Straßenbahnlinien, S-Bahn und U-Bahn gekreuzt hatten. Der verkehrsreichste Platz Berlins vor dem Krieg. »Unvorstellbar heute«, sagten die Historiker. »Wird auch nie wieder so sein«, sagten die Biotopvertreter. »Vielleicht könnte man daraus einen volksnahen Marktplatz machen, teilweise überdacht und mit ordentlichen Toiletten ausgestattet«, schlügen die Moderaten vor.

Der Polenmarkt versank bei Regen im Morast. Aber man konnte günstig Kaviar einkaufen oder polnische Wurst und marinierte Pilze. Ein bisschen illegal war das alles, was es noch interessanter machte für die Berlinerinnen und Berliner. In Polen hatte man einfach Anfang des Jahres die Visumpflicht aufgehoben und in Westberlin begrüßte man das politische Tauwetter. Das Diskutieren über die Reformen in der DDR überließ man den Bürgerbewegten auf der anderen Seite. Man hatte sich schon oft die Finger verbrannt und falscher Hoffnung hingegeben. Dass und wie die Mauer fallen könnte – dazu fehlte jede Phantasie. Der Mauerspringer war eine schöne Erzäh-

lung von Peter Schneider. Hin- und herspringen zwischen den Fronten. Alles nur für das Feuilleton. Für die Zukunft des Potsdamer Platzes war das irrelevant.

Darüber waren sich alle Anwesenden einig, als zum ersten Mal das Telefon klingelte und Jakob, der Mann von Lea Rosh, an den Apparat ging, wiederkam und nichts sagte. Wozu auch. »Man könnte doch richtig was aufbauen«, meinte Nikolaus. Das kam gar nicht gut an. Das sei nicht irgendein Platz, an dem man sozialen Wohnungsbau machen könne. Besser, er bliebe frei und unbesetzt. Wer weiß, was die Zukunft bringen wird.

Das Telefon klingelte zum zweiten Mal. Irgendwer in der Runde ließ ein Glas fällen. Scherben am Boden. Der schöne Wein. Jakob kam zurück. »Da ist irgendwas an der Mauer los«, sagte er. »Kann man nicht mal das Telefon abstellen«, rief einer. »Warum das Hotel Esplanade nicht wiederaufbauen? Wäre doch ein Anfang.« Im von Bomben verschonten Festsaal rieselte der Stuck von der Decke, aber in den Toiletten glänzte der schwarze Marmor vergangener Prächtigkeit. »Historisch wiederaufbauen oder wie?« Jetzt fehlte nur noch die Forderung, die Reichsstraße 1 von Köln bis nach Königsberg wiederaufleben zu lassen. Der kümmerliche Rest davon lag hier im Niemandsland. Eine Baumreihe war übriggeblieben und irgendwo in der Verwaltung tatsächlich noch eine Abteilung, die in vergangenen Zeiten für die gesamte Reichsstraße 1 verantwortlich zeichnete. Die waren aber nur noch mit den paar Bäumen am Potsdamer Platz beschäftigt.

Das Telefon klingelte zum dritten Mal. Jakob meinte, es sei vielleicht doch was dran, dass sich Leute an der Mauer versammelten. Könnte man die Veranstaltung nicht einfach verlegen in Ulrich Baers Atelier am Checkpoint Charly im ersten Stock über dem Café Adler? Ulrich war einverstanden. Es war noch früh am Abend, und wir kamen gut durch zum Checkpoint Charly. Im Café Adler war gute Stimmung und vom Atelier hatten wir einen Balkon mit freier Sicht direkt auf die Mauer und den Checkpoint Charly. Schabowski hatte gerade verkündet, dass die DDR-Bürger Reisefreiheit hätten. Ab wann, wurde er gefragt und er sagte: »Unverzüglich!« Bei uns im ersten Stock begann das Rätseln, wie das gehen sollte. Auf der anderen Mauerseite hörte man Stimmen. Die Scheinwerfer an der Mauer leuchteten in den Nachthimmel.

Das Café Adler war nun brechend voll. Von allen Seiten kamen Leute. Wir hatten einen Logenplatz und dazu noch rechtzeitig Wein geordert. Das japanische Fernsehen klopft an unsere Tür und fragte, ob sie mal kurz vom Balkon einen Kameraschwenk machen dürften. Durften sie. Dann verschwanden sie schnell wieder. Die Nacht war noch jung, und wir waren der Meinung, dass heute nichts weiter passieren werde. So schnell kann man gar nicht ausreisen. Man braucht Dokumente, Pässe, Stempel, Formulare. Einfach mal über die Grenze gehen? Selbst wenn sie Leute rauslassen, fragt sich, wie die wieder einreisen könnten. Die Hürden schienen in einer Nacht

nicht plötzlich überwindbar zu sein. Das sagten wir auch anderen Journalisten, die in unserer Loge auftauchten.

Schemenhafte Gestalten im Dunkel hinter der Mauer riefen deutlich hörbar: »Wir wollen raus!« Erst einzelne Stimmen, dann wurde es im Chor gerufen. Na schön, dachten die Westberliner. Eigentlich ist es umgekehrt. Ihr wollt rein und wir wollen raus. Dann riefen sie zurück: »Wir wollen auch raus.« So ging es eine Weile. Berliner unter sich. Wäre da nicht der Schießbefehl. Was ist mit dem? Kann geschossen werden? Wenn das außer Kontrolle gerät und die einen Sturm auf die Grenzanlagen starten? Wir wussten nicht, ob wir träumten. Jedenfalls standen plötzlich hinter der Mauer, und diese überragend, eine Kette Vopos mit Maschinengewehren im kalten Scheinwerferlicht. Zur Abschreckung? Das Gejohle auf Westseite ging los. Was, wenn die jetzt mit Steinen werfen? Es flog aber kein Stein, es schoss auch keiner. Nur ein paar Fellowships der Amis hatten versucht, die Vopos von der Mauer zu stoßen. Diese verschwanden so schnell, wie sie aufgetaucht waren. Der Spuk war vorbei. Immer noch strömten die Bürger:innen Berlins zur Mauer. Von allen Seiten. Es war kein Durchkommen mehr. Die Nacht wird lang werden. Ich rief zuhause an. »Kann nicht kommen. Macht Euch keine Sorgen. Bin bei Ulrich im Atelier.«

Wir konnten über die Mauer in den Ostteil spähen. Im diesigen Novembernebel konnten wir sehen, dass sich dort hinter den Absperr- und Kontrollanlagen etwas tat. Erst einer, dann noch einer, dann ein Pärchen. Sie kamen ungläubigen Schrittes durch die Grenzanlagen, und ich glaube, sie wollten nur mal sehen, ob es hier genauso aussieht wie im Osten. Auf ihren Stadtplänen gab es kein Westberlin, nur einen leeren Fleck. Nun sahen sie, dass die andere Seite der eigenen ähnelte. Gründerzeithäuser und Straßen waren nicht viel anders als zuhause. Die Sektkorken knallten, und die Sektdusche in der kalten Novembernacht war kein Problem. Zudem flossen gleichzeitig und unkontrollierbar auch die Tränen – auf beiden Seiten. Das Unvorstellbare wird ganz einfach Wirklichkeit, wenn die Gewalt verschwindet, die es unvorstellbar gemacht hat. Der Wahnsinn ist plötzlich Vergangenheit. Jetzt kamen ganze Gruppen durch die Kontrollen. Alles war vergessen, was wir uns vorgestellt hatten. Ein alter Freund von Rudi Dutschke stand weinend auf dem Balkon. Er hatte wie auch Dutschke auf eine Art Neuvereinigung gehofft. Allerdings mit anderen Vorzeichen. Sie träumten von der freien sozialistischen Republik, die ein Traum bleiben sollte.